

Zeitschrift: SuchtMagazin

Herausgeber: Infodrog

Band: 29 (2003)

Heft: 5

Artikel: Suizid im Jugendalter : Jugendliche brauchen Achtung und Unterstützung

Autor: Fatke, Reinhard

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-800900>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Suizid im Jugendalter: Jugendliche brauchen Achtung und Unterstützung

Der Suizid im Jugendalter ist ein Thema, das häufiger totgeschwiegen und vertuscht, als öffentlich diskutiert und wissenschaftlich erforscht wird. Über diesem Thema liegt in unserer Gesellschaft – oder allgemeiner: in unserem Kulturreis – ein Tabu, wie es für kaum eine andere menschliche Handlung grösser ist. Einen Beleg neben anderen bildet die Tatsache, dass es kaum verlässliche, geschweige denn differenzierte Statistiken über die Häufigkeit von Suiziden gibt.

REINHARD FATKE*

Die Tabuierung des Jugendsuizids hat vielschichtige Gründe, denen hier nicht im einzelnen nachgegangen werden kann. Es sei lediglich darauf hingewiesen, dass in unserer abendländisch-

christlichen Tradition interessante Wandlungen in der Einstellung zum Suizid zu verfolgen sind: von der Akzeptierung des Suizids im Urchristentum wie überhaupt in der Antike, ja, sogar einer Heroisierung des selbst herbeigeführten Märtyrertodes, über die entscheidende Wende, die im wesentlichen durch den Kirchenvater Augustinus herbeigeführt wurde und dann in den Konzilien von Arles und später Orléans, Auxerre und Toledo nicht nur bestätigt, sondern durch immer massivere kirchenrechtliche Strafen verschärft wurde, bis zu einer gewissen Entspannung in der heutigen Zeit, wo zum Beispiel auch Selbstmörden wieder ein christliches Begräbnis zugestanden wird – freilich oft mit der gedanklichen Hilfskonstruktion, dass eine Bewusstseintrübung vorgelegen habe.¹

Es sei festgehalten, dass starke Normen, die auch sozial verankert sind, den Suizid verbieten und ihn an dem Handelnden und an denen, die mit dem Suizidanten durch familiäre oder sonstige Beziehungen verbunden sind, sanktionieren, und zwar durch sinkende Wertschätzung und andere gesellschaftliche, rechtliche und kirchliche Massnahmen. Dies hat zwangsläufig eine starke Behinderung der Erörterung des Problembereichs zur Folge. Dennoch gilt es für alle, die Verantwortung für andere, insbesondere junge Menschen haben, sich gegen diese Mechanismen der Tabuierung zur Wehr zu setzen und sich nach Kräften zu bemühen, nähere Aufschlüsse über die Hintergründe von Suiziden zu erhalten, damit sie in die Lage versetzt werden, suizidgefährdeten Jugendlichen besser zu helfen. «Der Selbstmord» – so vermerkt Goethe im 13. Buch von «Dichtung und Wahrheit» – «ist ein Ereignis der menschlichen Natur, welches einen jeden Menschen zur Teilnahme fordert, in jeder Zeit-

epochen wieder einmal verhandelt werden muss».

Die weiteren Ausführungen gliedern sich in die folgenden drei Abschnitte: Zunächst soll das Ausmass von Suiziden bei Jugendlichen kurz skizziert werden, damit eine Grundlage für das Verständnis alles Weiteren gegeben ist. Sodann soll die Problematik der Erklärung von Suiziden bei Jugendlichen aus verschiedenen Blickwinkeln diskutiert werden. Abschliessend sollen einige Folgerungen für vorbeugendes und eingreifendes Handeln gezogen werden.

Zur Häufigkeit von Suiziden ...

Genaue Auskünfte über die Zahl der Suizide von Jugendlichen in der Schweiz zu erhalten ist schwierig. Ausser dem Umstand, dass die offiziellen Übersichten des Bundesamtes für Statistik stets mehrere Jahre hinter dem aktuellen Jahr hinterher sind (das neueste Statistische Jahrbuch der Schweiz bezieht sich auf das Jahr 1998!), nehmen sie Altersgruppierungen vor, die wenig hilfreich sind: Nach der Gruppe der bis 14-Jährigen folgt als nächste Altersgruppe die der 15- bis 44-Jährigen (bevor dann noch die 45- bis 64-Jährigen und die 65- bis 84-Jährigen und die noch Älteren in je einer Gruppe zusammengefasst werden). Für 1998 sind für die Gruppe, in der sich auch die Jugendlichen befinden, 407 Suizide bei den Männern und 111 Suizide bei den Frauen verzeichnet. Das entspricht einer Rate von 26,5 bzw. 7,3 pro 100 000 Personen dieser Altersgruppe.² Aus anderen Erhebungen lässt sich die Rate der Jugendlichen-Suizide (die aber immer noch die relativ grosse Altersspanne vom 15. bis zum 24. Altersjahr umfasst) mit knapp 12 angeben.

In Wirklichkeit dürften die genannten Zahlen jedoch wesentlich höher liegen, da – wenn die Umstände es irgend zu-

* Prof. Dr. Reinhard Fatke, Universität Zürich, Pädagogisches Institut, Gloriastr. 18a, 8006 Zürich; E-Mail: fatke@paed.unizh.ch



lassen – ein Suizid eher als natürlicher oder als Unfalltod ausgegeben wird. Dazu zählt der berüchtigte «Goldene Schuss» von Heroin-Abhängigen genauso wie das tödliche Aufprallen mit dem Auto oder Motorrad auf einen Brückenpfeiler oder auf einen Baum ohne irgendwelche Bremsspuren und ohne erkennbare äussere Einwirkungen auf das Geschehen. Es kommt ferner hinzu, dass, falls ein Suizidversuch erst auf dem Umweg über eine Verletzung, Vergiftung oder sonstige Erkrankung zum Tode führt, auch in Krankenhäusern zumeist nur der letztgenannte Anlass als Todesursache angegeben wird. Die Gründe dafür liegen nicht nur in der Scham der Hinterbliebenen und ihrer Angst vor sozialer Ächtung, sondern zum Teil auch in versicherungs- und sozialrechtlichen Bestimmungen. Die Weltgesundheitsorganisation schätzte aus diesem Grunde schon 1968, dass nur 25-50 Pro-

zent aller Suizide tatsächlich registriert werden. – Jedenfalls ist der Suizid bei Jugendlichen zusammen mit den Unfällen die häufigste Todesursache, auch in der Schweiz.

... und Suizidversuchen bei Jugendlichen

Die Zahl der Suizidversuche ist wesentlich höher, kann aber noch weniger exakt bestimmt werden, denn diese werden, weil ja ohne tödlichen Ausgang, von keiner Statistik erfasst. Die Schätzungen differieren sehr stark. Die Weltgesundheitsorganisation geht davon aus, dass die Rate der Suizidversuche diejenige der vollendeten Suizide mindestens um ein Zehnfaches übersteigt. Alle Zahlenangaben aber stehen unter dem gleichen Vorbehalt, den bereits das Statistische Amt in Berlin im Jahre 1898 so formuliert hat: «Es gilt von den Kinderselbstmorden in einem noch

viel höheren Grade, was die meisten Berufsstatistiker von den Angaben über den Selbstmord überhaupt anzugeben belieben. Die Zahl ... ist notorisch unvollständig, da in einer Anzahl von Fällen die Thatsache des Selbstmordes nicht bekannt wird, und Fälle wahrscheinlich nicht nur in den Rubriken der ‚äusseren Einwirkung‘, sondern auch unter solchen Todesarten enthalten sind, welche nicht eine wohldefinierbare Krankheitsbezeichnung führen.»³

Deswegen ist Vorsicht geboten, auf der Grundlage von Statistiken weit reichende theoretische Folgerungen abzuleiten, die von der tatsächlichen Realität vielleicht gar nicht gedeckt sind.⁴

– Das Faktum von Suiziden bei Jugendlichen ist jedoch – gleichgültig, ob es einige Prozent mehr oder weniger sind – alarmierend genug, um alle Anstrengungen sowohl der Wissenschaft als auch der Pädagogik zu rechtfertigen.



Zur Erklärung des suizidalen Geschehens bei Jugendlichen

Wenden wir uns nun der Frage zu, wie sich die Ursachen – oder besser: die Verursachungszusammenhänge – des suizidalen Geschehens erklären lassen. Bei dem Versuch, diese Frage zu beantworten, ertrinkt man leicht in Spekulationen, Vermutungen, Hypothesen und so genannten Alltagstheorien, statt dass man Anhalt an einer gut begründeten und empirisch überprüften Theorie fände. Eine solche Theorie gibt es nach übereinstimmender Aussage aller Suizidforscher bisher nicht; zurückgreifen kann man allenfalls auf Erklärungsansätze. Hiervon freilich gibt es eine ganze Reihe, von klassisch-psychiatrischen und psychoanalytischen über lern-, motivations- und kommunikationstheoretische bis zu sozialpsychologischen, soziologischen und soziökologischen Ansätzen.

Auffallend an allen diesen Erklärungsansätzen – in der Wissenschaft auch durchaus «Suizidtheorien» genannt – ist jedoch, dass sie den Jugendlichen-Suizid entweder gar nicht behandeln oder ihn ohne weitere Differenzierung der Gesamttheorie, die im wesentlichen auf Erwachsene bezogen ist, einverleiben. Dies aber ist auf Grund von Erfahrungen, die man in der klinischen oder pädagogischen Praxis mit Jugendlichen-Suiziden gewonnen hat, und auch auf Grund der – wenn auch wenigen – vorliegenden wissenschaftlichen Bemühungen, sich explizit mit dem Jugendlichen-Suizid zu befassen, unzulässig.

Die schwierigen Aufgaben in der Adoleszenz

So gut wie alle jüngeren Theorien des Jugendalters – seien sie psychoanalytischer Art wie bei Peter Blos, seien sie

neoanalytischer Art wie bei Erik Erikson, seien sie entwicklungspsychologischer Art wie bei Robert Havighurst oder David Ausubel, seien sie kognitionspsychologischer Art wie bei Lawrence Kohlberg oder R. Döbert/G. Nunner-Winkler – stimmen darin überein, dass die Adoleszenzphase den Jugendlichen besondere Entwicklungsaufgaben (sog. «developmental tasks») aufgibt. Im Alter zwischen 13 und 16 Jahren sind vorrangig zu nennen: kognitive Reorganisation auf der Ebene des formalen Denkens, Mitgliedschaft in Gleichaltrigen-Gruppen und Beziehungen zum anderen Geschlecht. Zwischen 16 und 22 Jahren stehen dann im Mittelpunkt: Ablösung von den Eltern, Geschlechtsrollenidentität und Berufswahl.

In aller Regel nimmt der Entscheidungsprozess in der Adoleszenzphase einen *krisenhaften Verlauf*, und zwar vor allem deswegen, weil die alten Ant-

worten, abgeleitet aus der Orientierung an den primären Bezugspersonen Vater und Mutter, zusammen mit der alten Bindung verworfen, zum Teil gar verächtlich gemacht werden, ohne dass schon eine neue Orientierung gefunden und neue Bindungen aufgebaut wären.

Dies bringt die Jugendlichen notgedrungen in einen labilen Zustand der Desorientierung, der Bindungsunsicherheit und sozialen Desintegration hinein. Aus dieser Krise können die Jugendlichen nur mit grosser Anstrengung und mit viel Risikobereitschaft beim Suchen, Ausprobieren, Sich-Einlassen, Ertragen von Enttäuschungen, Versagen usw. herausfinden in einen Zustand neuer Bindung und neuer Orientierung.

Ernüchterung über die Erwachsenen und andere Probleme

Die kognitionsorientierte Theorie der moralischen Entwicklung⁵ hat uns ausserdem darauf aufmerksam gemacht, dass mit der in der Adoleszenz gegebenen Möglichkeit einer post-konventionellen Orientierung des moralischen Urteils sich bei manchen Jugendlichen ein Werte-Absolutismus, eine Gerechtigkeits-Unbedingtheit und ein Prinzipien-Rigorismus einstellen, die allen gesellschaftlich-konventionellen Orientierungen vor- oder übergeordnet sind. Zu welchen Erschütterungen kommt es dann bei den Jugendlichen, wenn sie erleben, wie das Leben um sie herum voller mehr schlechter als rechter Kompromisse ist, voller Konventionalität, also nur von Rollen und Regeln bestimmt ist, oft genug sogar nur von Präkonventionalität in Form der dominierenden egozentrischen und konkret-individualistischen Perspektive im sozialen Umgang miteinander! Das alles kann sich – in der heutigen Zeit sogar gesteigert – vermengen mit der Erfahrung von Sinnlosigkeit und Ohnmacht angesichts drohender Berufslosigkeit im Anschluss an Schule und Ausbildung, sodass sich ein regelrechtes Syndrom von Hoffnungslosigkeit und Sinnleere bilden kann.

So sind es denn am Ende oftmals die Empfindsamsten, die sich mit dieser Situation nicht abfinden können, deshalb in dieser Welt, so wie sie ist, nicht mehr leben wollen und ihrem Leben ein Ende machen. Herman Nohl hat in einem Aufsatz über das Thema «Jugend und Alltag»⁶ gesagt, «zum

Glück» werde dieser «*gefährliche Widerspruch*» zwischen der Jugendhoffnung auf ein besseres Leben und der Alltagsrealität «*nur von den Lebendigsten erfasst – der Mensch ist ja so erstaunlich genügsam und saugt überall Nahrung, wirklich wie das Moos in der Mauerritze*».

Mangelnde Achtung der Jugendlichen durch die Erwachsenen

Die meisten Jugendlichen aber wollen sich damit nicht begnügen; sie wollen vielmehr das Leben in seiner Fülle kennen lernen und, wenn irgend möglich, auch geniessen. Diese Haltung scheint geradezu ein Kennzeichen von Jugend zu sein⁷. Aber ausgerechnet dies wird ihnen – trotz aller Privilegien, die sie heutzutage vielfach geniessen – meistens vorenthalten. Zum einen nämlich befinden sie sich in einem so genannten «psychosozialen Moratorium» (E. Erikson), welches zwar die Möglichkeiten vergrössert, in Ruhe und in einem relativ abgeschirmten Raum eine eigene Identität aufzubauen, aber andererseits sie am Übernehmen von gesellschaftlichen Rollen in Ernstsituationen hindert und deshalb zum krisenhaften Verlauf des Prozesses der Identitätssuche beiträgt.⁸

Zum anderen – und dies scheint einer etwas gründlicheren Überlegung wert – haben die Erwachsenen mit einer tendenziellen Abwehr der Jugend allgemein einen erheblichen Anteil an dem, was Jugendliche insbesondere heutzutage als Kälte, Leere, Sinnverlust und ähnliches empfinden, so dass sie spüren: Das Leben, «wie es eigentlich ist oder sein könnte», finden wir nicht in der Welt der Erwachsenen, und ausserdem hindern diese uns daran, es selbst für uns zu suchen. – In der Tat, vieles deutet darauf hin, dass es so etwas wie eine gesellschaftliche Abwehr, oder präziser: eine kollektive psychische Verdrängung der Adoleszenz gibt. Wenn die Erwachsenen, die die Normen und gesellschaftlichen Erwartungen, welche das Zusammenleben regeln, weit gehend internalisiert haben, in Gestalt der Verhaltensweisen und Handlungen Jugendlicher sichtbar ihre eigenen unterdrückten Wünsche, Hoffnungen, Sehnsüchte, aber auch Ängste, Ambivalenzen und Konflikte vorgeführt bekommen, dann lässt sich ihr inneres Kontrollsysteem meist nur noch dadurch aufrecht erhalten, dass die Jugendlichen mit Distanzierung, Sank-

tionen und Verachtung belegt werden. Zudem führen die Jugendlichen durch ihr Jungsein den Erwachsenen vor Augen, dass diese nicht mehr über die einstmalige Attraktion und Energie verfügen, so dass ihnen durch die Jugendlichen, die dann so etwas wie ein «verlorenes Paradies» verkörpern, eine narzisstische Kränkung zugefügt und zugleich der fundamentale Eros/Thanatos-Konflikt, der Konflikt zwischen Liebes- und Todesstreben, wiederbelebt wird.

Wenn man diesen Gedankengang nachvollzieht und ausserdem berücksichtigt, wie Jugend mitunter als «überflüssige Generation» nicht nur bezeichnet, sondern oft auch so behandelt, oder allgemeiner: Jugend als «soziales Problem» betrachtet wird, dann verwundert es nicht, dass die Erwachsenen im allgemeinen so wenig über die Jugend wissen und kaum noch Zugang zu ihr finden. In anderen Worten: mit ihrer Einstellung zur Jugend scheinen die Erwachsenen erheblich zum krisenhaften Verlauf der Adoleszenz beizutragen.

Faktoren sozialer Isolierung

Doch freilich stellt die Adoleszenzkrise selbst nur so etwas wie den Nährboden dar, auf dem suizidale Tendenzen rasch wachsen können – darin ähnelt die Adoleszenz anderen Rollenübergängen (rites de passage) im Leben, wie zum Beispiel midlife crisis, Klimakterium, Pensionierung, Alter. Aber natürlich müssen weitere Faktoren hinzutreten, damit es tatsächlich zu einer suizidalen Handlung kommt. Hier ist – mit Jacobs⁹ – von einem Prozess fortschreitender sozialer Isolierung auszugehen, der durch folgende Faktoren gekennzeichnet ist:

- «(1) Eine lang andauernde Problemgeschichte (von der frühen Kindheit bis zum Einsetzen der Adoleszenz);
- (2) die Eskalation von Problemen (seit Eintritt ins Jugendlichenalter), die weit über solche hinausgehen, die gewöhnlich mit Jugend verbunden sind;
- (3) das fortschreitende Versagen verfügbarer Anpassungstechniken zur Bewältigung der alten und neuen wachsenden Probleme, das zur immer stärkeren sozialen Isolierung des Jugendlichen führt;
- (4) eine kettenreaktionsartige Auflösung aller restlichen bedeutungsvollen sozialen Beziehungen in den Tagen und Wochen vor dem Ver-

- such, die dem Jugendlichen das Gefühl vermittelt, «das Ende aller Hoffnung» erreicht zu haben;*
- *(5) der innere Prozess, durch den er den Selbstmord vor sich selbst rechtfertigt und der es ihm ermöglicht, die Kluft zwischen Denken und Tat zu überbrücken.»*

Der entscheidende Wendepunkt liegt offenbar dort, wo die verfügbaren Anpassungstechniken zur Problembewältigung zunehmend versagen. Wenn es hier nicht gelingt, die Entwicklung noch einmal entscheidend zu verändern, scheint der restliche Ablauf zwangsläufigen Charakter zu haben. Hier gilt es für den Erzieher bzw. die Erzieherin in welcher Funktion auch immer, unterstützend und stärkend einzugreifen.

Hinweise auf die Notwendigkeit des Eingreifens geben die betroffenen Jugendlichen in den meisten Fällen selbst, indem sie mit knappen, versteckten Hinweisen, durch die Beschäftigung mit entsprechenden literarischen Themen, in Zeichnungen, Gedichten oder ähnlichen Äusserungen, oder auch mit direkten Ankündigungen einen Hilfe- ruf aussenden, dessen Ernsthaftigkeit von niemandem bezweifelt werden darf – und dennoch so oft überhört wird, und zwar nach dem Motto: «Hunde, die bellen, beissen nicht». Dagegen hat die Forschung längst erwiesen, dass die überwiegende Mehrzahl aller Suizide und Suizidversuche zuvor angekündigt wird bzw. dass auf Ankündigungen von Suiziden in aller Regel auch eine suizidale Handlung folgt.¹⁰

Interventionsmöglichkeiten

Im pädagogischen Umgang mit Suizidgefährdeten werden besondere Methoden verlangt, die jederzeit anwendbar, also unabhängig von einer speziellen therapeutischen Situation sind und die einfach zu handhaben und leicht erlernbar sind, damit sich auch Laien- helfer ihrer bedienen können. Sehr gut geeignet für diese Zwecke scheint das von Fritz Redl 1971 entwickelte «Life Space Interview» zu sein, das man mit «therapeutischem Gespräch im aktuellen Lebenskontext» übersetzen könnte.¹¹ Es wird sofort bei den ersten Anzeichen einer Krise geführt, und seine Ziele bestehen darin, zunächst eine emotionale Erste Hilfe zu geben, indem Unterstützung bei der Bewältigung von panischer Angst, Wut und

Schuldgefühlen gewährt wird, bei drohendem Abbruch der Beziehungen die Kommunikation aufrecht erhalten sowie Verhaltensabläufe und soziale Beziehungen reguliert werden. Das zweite Ziel besteht in einer therapeutischen Auswertung von Alltagsereignissen, in denen das Verhalten von seinen Symptomen entfremdet wird, verschüttete Wertgefühle wiederbelebt werden, neue Bewältigungsstrategien angeboten und ausprobiert, die Grenzen des Selbst erweitert werden. Beide Ziele verfolgen das Hauptziel, die inneren Kontrollen, deren Zusammenbruch unmittelbar bevorsteht, wieder aufzurichten und zu stärken.

Helfende Bezugspersonen brauchen Unterstützung

Im Falle der Suizidgefährdung tritt eine besondere Schwierigkeit hinzu, die in der Angst des Helfers, des Erziehers oder der Therapeutin, begründet ist, in der Angst vor der eigenen Hilflosigkeit, vor Überforderung, vor Aggression, vor Identitätsverlust, vor dem eigenen Tod. Wenn der Helfer seine eigenen suizidalen Anteile nicht wahrnehmen kann, wird er eine Beziehung zu einem Suizidgefährdeten nicht zu stande bringen. Damit er es kann, ist Anleitung und Hilfe zur Selbstwahrnehmung nötig. Wenn er es kann, wird er sich im Umgang mit einem Suizidgefährdeten auch den zwar nahe liegenden, oft gehörten, aber zynischen, mitunter sogar tödlichen Trost verkneifen, der in Wahrheit gar keiner ist: «Denk doch nur, wie schön das Leben sein kann...»; «denkst du denn gar nicht an die vielen Freunde, die dich schätzen?» – Denn es gilt: «Trost und Ermutigung bei einem Verzweifelten ist Verspottung. Nur wenn ich in der Beziehung zu ihm die Beziehung zu mir vertiefe, kann das den Anderen ermutigen oder verleiten, auch die Beziehung zu sich wieder aufzunehmen»¹². Doch noch wichtiger, als professionelle Helfer für diese Aufgabe auszubilden, ist es, dass die signifikanten Personen aus dem unmittelbaren Lebenszusammenhang des suizidgefährdeten Jugendlichen instand gesetzt werden, ihm in problematischen Lebenslagen mit Rat zur Seite zu stehen. Mit anderen Worten: Wir brauchen nicht nur und gar nicht einmal vorrangig Spezialisten für den Umgang mit (suizidgefährdeten) Jugendlichen, sondern noch dringender benötigen wir Fachleute im

helfenden und beratenden Umgang mit relevanten Bezugspersonen der Jugendlichen, also mit Eltern, Lehrern, Erzieherinnen, Ausbildnern usw.

Ausbau der Unterstützungsnetze

Eine weitere wichtige Konsequenz dieses Ansatzes besteht darin, in stärkerem Mass als bisher Laienhelfer in die Arbeit einzubeziehen, und zwar nicht nur, um das Problem der knappen personellen Ressourcen zu lösen, sondern mehr noch, um ein allgemeines Problembewusstsein zu schaffen, das eine Grundvoraussetzung dafür ist, dass eine Bereitschaft zur Lösung der sozialen Probleme entsteht. Natürlich geht das nicht mit blossem guten Willen, sondern nur mit behutsamer, langwieriger Arbeit an und mit vielen Personen – zunächst mit denen, die eine Schlüsselfunktion innerhalb eines Gemeinwesens oder einer Nachbarschaft innehaben, dann mit denen, die als Laienhelfer tätig werden wollen. Dass dies ein viel versprechender Weg ist, belegt die Tatsache, dass beispielsweise in Grossbritannien die Suizidrate kontinuierlich gesunken ist, seitdem es dort solch eine paraprofessionelle Bewegung, die «Samariter», gibt. Interessanterweise steht dies ganz im Gegensatz zu der Suizidrate beispielsweise in Los Angeles, wo es immerhin das bestausgebaute, in der Fachpresse immer wieder gelobte Netz von «suicide prevention centers» mit einer Vielzahl gut ausgebildeter Spezialisten gibt. In allen Fällen aber dürfen niemals der Gesamtzusammenhang und die langfristige Perspektive vergessen werden. Jede Intervention muss eingebettet sein in den Lebenskontext des Betroffenen, in vielen Fällen auch und gerade in den pädagogischen Zusammenhang (von Familie, Schule, Ausbildung), der den Rahmen für das Problem abgibt. Das Ziel, das verfolgt wird, liegt außerdem nicht nur darin – wie vielleicht bei einem Psychotherapeuten –, die Suizidgefährdung auszuschalten, sondern darin, einem Menschen dabei zu helfen, die Fähigkeit zur Sinnfindung, Identitätsgewinnung und Selbstbestimmung zu erlangen bzw. zurückzuerlangen; ferner darin, in denjenigen Lebensbereichen, auf die man als Erzieher oder Pädagogin einen Einfluss ausüben kann (Schule, Nachbarschaft, Strasse, Jugendgruppen etc.) darauf hinzuwirken, dass Suizid fördernde Faktoren eliminiert werden, und darüber hinaus, dass diese Bereiche



– wie Sigmund Freud¹³ anlässlich einer Diskussion über den Selbstmord bei Jugendlichen in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung gesagt hat – den «jungen Leuten ... Lust zum Leben machen und ihnen Stütze und Anhalt bieten in einer Lebenszeit, da sie durch die Bedingungen ihrer Entwicklung genötigt werden, ihren Zusammenhang mit dem elterlichen Hause und ihrer Familie zu lockern».

Literatur

- Alvarez, A., 1974: Der grausame Gott. Eine Studie über den Selbstmord. Frankfurt a. M. (Fischer)
- Baechler, J., 1975: Les suicides. Paris (Calman-Lévy). (Deutsch: Tod durch eigene Hand. Eine wissenschaftliche Untersuchung über den Selbstmord. Berlin [Ullstein] 1981.)
- Baer, A., 1901: Der Selbstmord im kindlichen Lebensalter. Eine social-hygienische Studie. Leipzig (Thieme)
- Dörner, K.; Plog, U., 1978: Irren ist menschlich oder Lehrbuch der Psychiatrie/Psychotherapie. Wunstorf/Hannover (Psychiatrie-Verlag)
- Douglas, J. D., 1967: The Social Meanings of Suicide. Princeton, N.J. (Princeton University Press)
- Erikson, E. H., 1980: Jugend und Krise. Die Psychodynamik im sozialen Wandel. Stuttgart (Klett-Cotta)
- Farberow, N.L.; Shneidman, E.S. (Hrsg.), 1961: The Cry for Help. New York (McGraw Hill)
- Fatke, R., 1988: Das «Life Space Interview» (Fritz Redl). Ein therapeutischer Dialog zwischen Erzieher und verhaltensauffälligem Kind. In: Giben, G. (Hrsg.), 1988: Das Diagnostische in der Heilpädagogik. Mainz (Grünewald): 133–141.
- Fatke, R., 1992: «Ich will alles – und das sofort!» Jugendliche und soziale Randgruppen zwischen Konsumhunger und erzwungenem Verzicht. In: Engadiner Kollegium, (Hrsg.) 1992: Die unersättliche Gesellschaft – Wieviel Konsum verträgt der Mensch? Freiburg i. Br. (Herder): 13–27.
- Freud, S., 1910: Zur Einleitung der Selbstmord-Diskussion. In: Freud, S., 1945: Gesammelte Werke. Bd. VIII. London (Imago Publishing Co.): 61–63.
- Kohlberg, L., 1974: Stufe und Sequenz: Sozialisation unter dem Aspekt der kognitiven Entwicklung. In: ders., 1974: Zur kognitiven Entwicklung des Kindes. Frankfurt a. M. (Suhrkamp): 7–255.
- Nohl, H., 1927: Die Jugend und der Alltag. Ein Beitrag zur Lebenskunde der Jugendlichen. In: ders., 1949: Pädagogik aus dreißig Jahren. Frankfurt a. M. (Schulte-Bulmke): 98–111.
- Redl, F., 1971: Das «Life Space Interview» (Therapeutisches Gespräch im aktuellen Lebenskontext). In: Redl, F.: Erziehung schwieriger Kinder. Beiträge zu einer psychotherapeutisch orientierten Pädagogik. München (Piper): 48–71.

Fussnoten

- 1 Siehe hierzu allgemein Alvarez 1974; Baechler 1975
- 2 Für weitere Zahlen siehe den Beitrag von V. Ajdacic in diesem Heft.
- 3 Zit. nach Baer 1901, 17f.
- 4 Siehe grundsätzlich dazu auch Douglas 1967
- 5 Kohlberg 1974
- 6 1927, S. 99
- 7 Fatke 1992
- 8 Siehe Erikson 1980
- 9 1974, S. 42f.
- 10 Farberow/Shneidman 1961
- 11 Siehe auch Fatke 1988
- 12 Dörner/Plog 1978, S. 162
- 13 1910, S. 62